

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

273 (23.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderheilung und Wille

Die Todesverkünderin

Das Getuschel im Orte wurde immer stärker. Man sprach von der Katharine Zerreiben, die es wohl nicht mehr lange machen werde. Wills, der vierzehnjährige Sohn der Kranken, litt unsäglich unter dem dumpfen Druck dieser Gerüchte; er hing mit schwärmerischer Liebe an seiner Mutter.

„Wie lange wird es dauern, bis die Nachenmarie von sich hören läßt?“ fragte eines Tages eine Nachbarin, die im Gespräch mit einer anderen auf dem Vorhof stand. Der vorübergehende Wills fing diese Worte auf. Er wurde bleich und zitterte vor Entsetzen. Ganz verstört kam er nach Hause. „Was hast du, Kind?“ fragte die Tante Emma, die das Haus besorgte und die Kranke pflegte, erschrocken. Sie ließ den Jungen anderen Tages nicht zur Schule gehen, da er nichts essen wollte und erschrecklich gelb aussah. Nachts überwachte die Tante bisweilen seinen Traum. „Nachenmarie!“ stieß der Knabe, wie vom Alibi gedrückt, ein paar Mal hervor.

Dr. Gutmann, der Arzt, der täglich an das Krankenbett der Mutter kam, mußte auch nach dem Rinde sehen. „Sagen Sie“, wandte er sich an den besten Tante, „ich habe nun schon mehrmals von der geheimnisvollen Nachenmarie reden hören. Was für eine Bewandnis hat es mit dieser Frauensperson?“ — Dr. Gutmann war erst seit vier Wochen im Orte; er hatte die Vertretung des hiesigen Arztes übernommen, der in einer Familienangelegenheit auf zwei Monate hatte verreisen müssen.

„Ich weiß nicht, was ich von der Dorfherge halten soll“, erwiderte die Bekräftigte bekümmert. „Man sagt ihr das zweite Gesicht nach. Sie soll voraussehen oder — ahnen, wenn jemand im Orte stirbt. Dann geht sie zu ihrem Bruder, dem alten Alois Rohrer, der hier in der Nähe, im überaus nächsten Hause, eine Schreinerei hat, und veranlaßt ihn, einen Sarg zu zimmern. Wenn nun die Nachenmarie das Geräusch der Benagelung des Sarges vernimmt, so bedeutet das das Signal für die ganze Einwohnerschaft, das innerwärts weniger Tage jemand sterben müßte.“

„Ja, vermittelst sich denn diese kuriosen Todesausfälle immer?“

„Wahrheitsgemäß hat bisher jedesmal der ohne Bestellung gemachte Sarg innerhalb von acht Tagen seinen Inhaber gefunden.“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es ist doch eine dumme Abergläuberei, und dazu eine gefährliche, denn sie kann zu ungeheuren religiösen Belastungen der Kranken führen. Die Frau macht sich vielleicht selber etwas vor, und wenn einer im Stübchen todkrank ist, so gehört ja auch nur ein wenig Witterung und Spioniererei dazu, um ungefahr den richtigen Zeitpunkt für die Prognose seines Ablebens zu erraten!“

„Witterung, das ist es“, stimmte die Tante zu und wurde sehr nachdenklich. „Wahrhaftig, Witterung hat sie, — mehr als wir anderen freilich...“

Der Zustand des Knaben wurde schlimmer. Schwere nervöse Störungen machten sich bemerkbar. Oft sprach er im Fieber. Nach einer schlaflosen Nacht freisprach er plötzlich frühmorgens mild auf: „Das Zeichen der Nachenmarie! Hört ihr nicht das Kopfen und Nageln?“ Er gebärdete sich wie wahnhaftig, wühlte den Kopf in die

Rissen und steckte die Finger in die Ohren. Nur mit Mühe konnte ihn die Tante beruhigen. Sie ließ sogleich den Arzt holen. Als sie dann einmal aus dem Fenster schaute, hörte auch sie das regelmäßige, feine, nervenpeinigende Geräusch, das ihr das Blut in den Adern stocken ließ. Der Schreiner nagelte einen Sarg. In diesen Tagen mußte also jemand sterben. Wer konnte es anders sein als die Schwester? Plötzlich vor Aufregung bat sie den Arzt in ein abgelegenes Zimmer und beschwor ihn, ihr die reine Wahrheit zu sagen, wie es um die Kranke stehe. „Sie können sich auf das verlassen“, erwiderte Dr. Gutmann, „was ich Ihnen schon mitteilte. Der Zustand Ihrer Schwester ist durchaus nicht beforgnisserregend und gibt zu Befürchtungen keinerlei Anlaß; es sei denn, daß eine Verschlimmerung ihrer Herzmuskelchwäche eintritt. Damit ist aber nicht zu rechnen. Zu alle Fälle müssen wir die Kranke natürlich vor jeder Aufregung bewahren und verhindern, daß irgend etwas von diesen irrsinnigen

Das aufregende Buch

Es war einmal ein Schmuhler und Schundler, der trante und schüffelte in allen Bücherpropheten und Katalogen, im geheimen Wünsche, einmal ein Werk zu finden, das er objektiv und anständig genug fände, das es für eine Eingabe an den Staatsanwalt oder zumindest an die Schmutz- und Schundstelle geeignet erschiene. Und er suchte und suchte und fand. Schillers „Benuswagen“ erschien ihm im höchsten Grade unanständig; Goethe war viel zu frei; überhaupt die ganzen Stürmer und Dränger! Über die Bibel wagte er sich nicht.

Da fand er eines Abends in einem Magazin ein Inserat: „Was muß die Frau in der Ehe können?“ Das Buch für jede Frau. Ein grundlegendes Werk, das auch Sie interessieren muß. Schreiben Sie sofort an den Feinschmied-Verlag! Preis des Wertes, mit 76 photographischen Illustrationen, in Leinen, 12 Mark.“

Der Schmuhler und Schundler frohlockte: das war eine Gelegenheit für ihn! Ein solches Gebuch — mit 76 Illustrationen — das war im vorhinigen für den Staatsanwalt prädestiniert.

12 Mark waren viel Geld, aber schließlich war es das Geld wert. Nicht nur, daß man ein zweifelsfreie höchst anständiges Buch bekam; man sah 76 Photographien, und schon bei dem Gedanken an die Möglichkeit jener Darstellungen nahm der Reiter des Nichtschundes und Nichtschmutzes Anstoß.

Stracks eilte er nach dem Postamt, zahlte 12 Mark ein und bestellte das grundlegendes Werk. Er war mit sich selbst zufrieden; diese Schmutzautoren mußten geachtet, Bestrafung anheimfallen, und auch auf ihn, den stillen und tiefen Verlesenen und empörrten Nebenbuhler, fiel ein Abglanz des Ruhmes, die heiligsten Güter der Nation verleiht zu haben. Drei Tage wartete er auf das Eintreffen des Wertes. Es kam. Und der Schmuhler

Kunststück war jedes seiner Handgelenke plötzlich an die Handgelenke seiner beiden Gefährten angeschlossen. Der junge Mann, der zuerst „hallo“ gerufen hatte, hielt in seiner Linken einen langen, glänzenden und äußerst unympathischen Dolch. Er fuhr Harold damit vor die Augen und legte ihn dann auf seinen Schoß.

„Das macht keinen Lärm“, sagte er liebenswürdig. „Wenn Sie zu strampeln oder zu schreien beginnen, so durchbohre ich Sie ganz einfach. Verstanden?“

„Ja, Harold hatte verstanden. Er versuchte weder zu strampeln, noch zu schreien.“

„Tut mir leid, Sie o behandeln zu müssen“, fuhr der junge Mann mit dem Dolch fort, „aber irge...“ mußten wir Ihrer doch behaftet werden, und so schien es uns am einfachsten.“

„Aber was, um's Himmels willen, wollen Sie denn von mir?“ fragte Harold. Er hatte sich an das gewisse Abdruckgefühl beinahe schon gewöhnt — an das Gefühl, daß man zwar klar denken kann, sich aber gänzlich hilflos einer überaus phantastischen Lage ausgesetzt sieht.“

Die eleganten jungen Leute lächelten beide höflich.

„Sollte der Name Seiner Durchlauchtigsten Majestät, Raphael, des Königs der Hunnen und Aaren, Ihnen gar nichts zu sagen haben?“ fragte der junge Mann mit dem Dolch.

„Doch“, erwiderte Harold. „Sind Sie in seinen Diensten?“

„Alles, was recht ist, mein Lieber. Wir sind zwar tief geknien, aber es gibt doch Grenzen. Habe ich das behauptet?“

„Nein“, sagte Harold. Ein Blinzeln des jungen Mannes sagte ihm genug. Er schwieg. Als er zum Fenster hinausblickte, merkte er, daß das Auto nach Westen eilte. Sie raffen eine Straße entlang, die so etwas wie die

Gerüchten ihr zu Ohren kommt. Halten Sie also Besuche unbedingt fern!“

Als der Arzt das Haus verlassen hatte, bemerkte er überall Gruppen von Menschen in den Straßen, die mit heimlichen Gebärden und verhaltenen Erregung aufeinander einsprachen. Schreie blühten die Richtung, in der das Haus des Schreiners lag. Von dort drang das monotone, peinigende Klöpfen unablässig herüber. Unschätzlich hinter der Hausfront stand jemand — war es der Knochenmann selber? —, der ohne Pause den Hammer schwingend und die Nägel ins Holz trieb. Dr. Gutmann, rot vor Zorn, rief die Tür zur Werkstatt des Schreiners auf. Ohne zu grüßen, schrie er den emigen Alten an: „Was machen Sie da?“ Der Greis hob schwerfällig den häßlichen Kopf und musterte den Eindringling: „Einen Sarg, wie Sie sehen“, antwortete er bebödig. „Für wen? Es ist niemand im Orte gestorben!“ schauzte ihn der Arzt an. Der Alte blieb vollkommen gleichgültig. „Aber es wird jemand sterben“, sagte er ruhig und schickte sich an den nächsten Nagel einzuhämmern. Der Arzt fiel ihm in den Arm. „Wenn Sie noch einen Schlag tun, werde ich Ihnen das Handwerk für

Die Glückslinie

Eine reizende Kindheitsanedote des Schriftstellers Paul Morand wurde vor einiger Zeit von einer französischen Zeitschrift erzählt.

Morand war fünf Jahre alt, als eine Dame, die bei seinen Eltern zu Besuch weilte, seine Hände betrachtete.

„Keine Lebenslinie ist Ihnen, gleichmäßig und lang“, sagte sie. „Aber keine Glückslinie ist sehr kurz.“

Das Kind fiel aus dem Simer und kam nach zwei Minuten blutend wieder. Es hatte seine Glückslinie — mit einem Küchenmesser verlängert.

Wer's glaubt, wird selig

Der amerikanische Bischof Jefferson ist ein Vorkämpfer der Prohibition. Er reist im Lande umher und hält Vortrüge über die Schädlichkeit des Alkohols. Neulich sagte er in einem solchen Vortrage: „Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie betrunken gewesen.“ Am nächsten Tage konnte man in der Presse lesen: „Seltsame Behauptung eines Bischofs. Gibt an, in seinem ganzen Leben noch nie betrunken gewesen zu sein.“

Wigmore-Straße sein mußte. Dann ging es über die Edgware-Straße. Sie flogen an der Paddington Station vorüber. Harold lugte neugierig zum Fenster hinaus, aber der junge Mann zu seiner Linken machte eine entschlossene Bewegung und hielt den Dolch ganz offensichtlich für alle Fälle bereit. Das Auto bog in das Gemimmel der kleinen kielwasserartigen Straßen mit den vornehmen Häusern ein, die jenseits der Harrow-Straße und in der Nähe der Lord Hills-Brücke und des Royal Oak liegen. Schließlich machte es in der stillsten aller dieser Straßen halt, und der Chauffeur gab ein Signal. Als Antwort darauf öffnete sich die Tür des großen Hauses, vor dem sie standen. „Sehen Sie doch“, sagte der junge Mann und wies mit seiner dolchbewaffneten Hand zum Fenster hinaus. Harold beugte sich unwillkürlich vor, so daß er seinen Hinterkopf gerade dem jungen Mann zu seiner Rechten hinhielt, dem bis jetzt noch kein Wort geäußert hatte. Der junge Mann hatte einen Gummihüpfel in seinem Rock versteckt. Er zog ihn rasch, aber nicht überstürzt hervor und verlegte damit Harold einen gelinden Schlag auf den Hinterkopf, wodurch dieser sofort betäubt wurde. Im selben Augenblick hatten die beiden jungen Leute auch schon die Wagentür aufgerissen, sie hielten Harold immer noch zwischen sich, fügten ihn mit den Armen, ohne daß die Handgelenke zu sehen waren, und zogen ihn rasch über die Stufen vor dem Haus. Die Tür fiel hinter ihnen zu. Das Ganze hatte nicht einmal vier Sekunden gedauert, und kein Mensch hatte es bemerkt.

Zwölftes Kapitel.
Montag.
Harold erwachte im Dunkel. Er war in einem scheußlichen Zustand, spürte sofort, daß die rasendsten Schmerzen seinen Schädel

immer legen. Verstanden? Es gibt Mittel und Wege, diesen Unflug zu krazen. Ich bringe Sie vors Gericht. Verlassen Sie sich darauf!“ Der Schreiner legte den Hammer hin und blickte auf eine eigentümliche Art den Arzt von der Seite an. Wortlos trollte er sich.

Danach begab sich Dr. Gutmann auf dem schnellsten Wege zur Nachenmarie. Die alte Jungfer hatte ihr Häuschen weit draußen vor dem Orte: Sie wohnte am „Stadtfsee“, einem ziemlich großen Teich, auf dem im Sommer Druseimobner und Kurgäste gondelten. Sie hatte die Vermietung der Boote (in der süddeutschen Mundart: Nachen) übernommen. Daher ihr Beinamen „Nachenmarie“.

Dr. Gutmann kam alsbald auf den Zweck seines Besuches zu sprechen und machte der Frau heftige Vorwürfe. „Es ist geradezu gewissenlos von Ihnen, durch derartige Gaukeleien die Bevölkerung zu erregen. Wissen Sie, daß Sie dafür ins Gefängnis kommen, wenn ich Sie anzeige?“

„Ja“, sagte sie hart, und ihr unruhiger Blick ging über ihn hinweg. „Aber ich kann doch nichts dafür, wenn ich so — nun, eben so bin!“

„Wie denn?“ fragte der Doktor unwillig. „Sie glauben gar selber an Ihre vermeintlichen hellseherischen Fähigkeiten?“

Sie schmeig und zog sich gleichsam in sich selbst zurück, schloß sich gegen den Vorwürfen ab, der den Schlüssel zu diesem sonderbaren Wesen suchte. Unerschrocken war der Blick ihrer selbst am unruhigen und irren Augen. Der Arzt drang weiter in sie, bis sie ihm Aufschluß gab. „Wie es ist, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben“, berichtete sie stotternd. „Wie andere Leute die bevorstehende Wetterveränderung durch Schmerzen in den Gliedern fühlen, so fühle ich bei bevorstehenden Tod eines Menschen — ich möchte sagen: in allen Körper- und Seelengliedern; im Blut, in meinem ganzen Sein.“

„Eines b e s t i m m t e n Menschen?“

„Manchmal. Ich sehe dann Gesichter im Traume, die ich, allerdings nur in seltenen Fällen, genau erkennen kann.“

„Und jetzt, in den letzten Tagen, haben Sie nun das Gesicht der — tranten Frau Zerreiben?“ fragte Dr. Gutmann barock und geradezu. Die Helfscherin hob wie stehend die Hände. „Nein, o nein“, wehrte sie ab. „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ Und nach Sekunden bot sie gequält: „Lassen Sie mich! Gehen Sie jetzt! Bitte, gehen Sie!“ — Der Arzt erklarte fast vor dem Ausdruck von Grauen und Verwirrung in ihrem Gesicht. Er ging und es war ihm wunderbar zumute. Doch lange nachher hatte er ein bestimmendes Gefühl in der Erinnerung an diese Begegnung. Er dachte oft darüber nach.

Drei Tage später beerdigte man nicht Katharine Zerreiben (der es sogar unerwartet viel besser ging), sondern — die Nachenmarie. Sie wurde am Morgen nach der Begegnung mit dem Arzte tot aus dem Teiche herausgezogen. Man konnte nicht feststellen, ob ein Unglücksfall oder ein Verbrechen vorlag oder ob sie in einem Anfall von geistiger Ummachtung ins Wasser gegangen war. Die Leute im Orte erzählten heute noch, nach einem Jahrzehnt von der Nachenmarie, die ihren Bruder nie umloht einen Sarg machen ließ, und die jedermanns Tod mindestens zwei Tage vorher mußte. Sogar ihren eigenen, übertrahend plötzlichen Tod. Erich Kunter.

Die verheißene Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

(31. Fortsetzung.)

Auf der Straße drängten sich die Leute, die aus den Geschäften nach Hause eilten; neben dem Fußsteig stand ein elegantes neues großes Auto; neben dem Auto standen zwei elegante junge Leute, hübsch und schlank, mit entschlossenem Gesichtsausdruck.

„Hallo, lieber Freund!“ sagte der eine.

„Wir warten ja schon Stundenlang“, sagte der andere.

Sie sprachen beide mit lauten und klaren Stimmen, so daß man sie zwanzig Meter weit hören konnte. Und dann nahmen die beiden netten jungen Leute Harold mit einem Sprung in die Mitte. Sie schlugen ihm so freundschaftlich auf den Rücken, daß es ihm jeder mit einem Griff, der nur Harold allein als stählerner Griff erschien, am Arm, und im selben Augenblick fuhr auch schon der luxuriöse Chauffeur am Führerfeld mit der Hand nach hinten und rief die Tür auf. Die beiden eleganten jungen Leute packten gleichzeitig an, schoben Harold in den Wagen und folgten ihm wie der Blitz; der Chauffeur griff nach dem Bolant, und das Auto lehte sich in Bewegung. Harold war mitten in der Stadt und unter einer großen Menschenmenge auf die eleganteste Weise hopp genommen worden. Das Ganze dauerte vier Sekunden, und es gab keinen Augenzeugen, dem der Vorgang auch nur so viel Eindruck gemacht hätte, daß er fünf Minuten später sich noch daran erinnern konnte.

Am Auto wurde Harold auf dem Rückweg zwischen die beiden eleganten jungen Leute eingeteilt; durch ein wunderbares Taschen-